

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 244

Posen, den 23. Oktober 1929

3. Jahrg.



(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sein Blick wurde ganz hell, ganz Güte. „Du mußt nicht weinen, Duschinka. Vielleicht glückt es mir, irgend etwas für euch zu tun! — Nein, du mußt nicht weinen. Wir heimatlosen Menschen müssen vernünftig sein, wir sind zum Entbehren geschaffen! — Es wird auch einmal wieder anders kommen.“

Sie sah's ihm an, daß er selbst nicht daran glaubte, aber sie gab sich den Anschein, als nehme sie seine Worte für eine Offenbarung.

Als seine Tram herbeisurrte — drei hatte er bereits vorüberfahren lassen — sprang er auf die Plattform. Dort sah sie ihn noch stehend mit dem Hute winken, sie glaubte zu wissen, wohin er fuhr: „Armer Koko!“

„Wir Heimatlosen müssen vernünftig sein, wir sind zum Entbehren geschaffen! — Ach ja, zum Entbehren. — Er auch.“

Sie warf einen Blick in ihr Handtäschchen. Sechzig Mark. Sie würde viel Wein dafür kaufen können und was er sonst brauchte, vielleicht fiel noch ein Teil davon für Arzt und Apotheke ab. Nagel schlief in den Nächten so gut, da konnte sie dann wieder zeichnen und Neues entwerfen. Ihre Kunst war ja so billig, billiger als jeder andere sie gab. Man würde es ihr gewiß gerne abnehmen.

Zehn Minuten später war der Platz, an dem sie gestanden hatte, leer. Eine Dame, welche etwas später kam, ging verärgert in die Kunsthandlung nebenan, wo alles viel, viel teurer war.

„Ach ja — die Künstler — die brauchen Geld für ihren Bugus und ihre Maitresses.“

* * *

Als Hella Tuney die Treppe hinaufkam, um nach dem Musikzimmer zu gehen, gewährte sie ihn: Er hatte den dunklen Mantel zugetupft und den breitkrempigen Hut in der Hand. Sein Haar wirkte in der matten Helle der Diele vollkommen schwarz.

„Wem wünschen Sie, gemeldet zu werden?“ Sie war der Annahme, er wäre eben erst gekommen und von keinem aus dem Dienstpersonal bemerkt worden.

„Ich habe die gnädige Frau um eine Unterredung bitten lassen.“

„Man hat Ihnen noch keinen Bescheid herausgeschickt?“

„Die gnädige Frau sind eben beschäftigt. — Ich soll warten,“ sagte Dimitri schleppend.

Hella spürte die warme, flüchtige Welle, welche ihre Wange hinaufstach. Wie konnte Mama so grausam sein und jemand hier stehen lassen, wie einen Bettler, während sie drinnen in ihrem Boudoir lag, Zigaretten rauchte und in Journalen blätterte. „Kommen Sie wenigstens hier herein, bittel!“ Sie öffnete die Türe zu einem behaglichen Raum, dem mattrote Mahagonimöbel eine diskrete Note gaben. „Nehmen Sie Platz. Ich werde meine Mutter erinnern, vielleicht hat sie auf Ihr Warten vergessen.“

Nikolaus Dimitri bog die Schultern gerade. Er hatte keine Ahnung von dieser Tochter gehabt und seine dunklen Augen flogen rasch über sie hin, dann verneigte er sich. „Gestatten, gnädiges Fräulein: Nikolaus Dimitri.“

„Sind Sie Schriftsteller?“

„Ja.“

„Ich habe Ihren Namen kürzlich in den Blättern gelesen.“

sagte sie erklärend. Ihre Stimme war sehr weich, sehr vollklingend und beruhigte ihn auffallend. Seine Erregung begann abzufahren.

Als sie sich entfernt hatte, brachte er es sogar fertig, sich in dem Raume umzusehen. Er empfand das Harmonische des ganzen Mikros ungemein wohlthuend: Das gedämpfte Rot der Möbel, die blasser Seidenbespannung der Wände, die leuchtenden Farben des Smyrnatteppichs. An den Fenstern, die nach dem Parke gingen, blühten in rätselvollen Flammenzeichen Orchideen, deren bizarre Formen sich jeden Augenblick zu verändern schienen.

Und dann war er mit einem Male wieder ganz verzagt und verlor wieder an Boden, was er bereits gewonnen hatte. Der alte Zweifel, die alte Unruhe, die gleiche Angst, die er seit seinem Hiersein bekämpft hatte, fiel wieder über ihn her.

Es ist besser, wenn ich gehe, dachte er. Er erhob sich und setzte sich wieder. Was würde das junge Mädchen denken, wenn es kam und ihn nicht mehr hier fand und was würde Marion sagen, wenn sie hörte, es habe ihm zu lange gedauert.

So wartete er. — — — Ach, Nikolaus Dimitri hatte das Warten gelernt. Immerhin war dieser Raum kein Verlies in der Peterpauls-Festung. Es ließ sich aushalten. Er knöpfte den Mantel auf und schloß ihn wieder. An der Hitze seines Blutes maß er die Temperatur des Raumes und fand sie unerträglich. Mit den Kältegraden seiner Mansardenstube verglichen, war die Wärme hier tropisch zu nennen.

Jemand schien in das Zimmer nebenan getreten zu sein, denn er hörte die Stimme des jungen Mädchens aufklingen. „Wenn du ihn nicht empfangen willst, Mama, dann laß ihn doch nicht nutzlos warten. Er tut mir leid.“

Frau Marions Lachen zitterte dazwischen. „Diesen Gefühlsüberschwang mußt du dir abgewöhnen, mein Kind, er führt zu nichts. Man kann doch nicht für jeden da sein, dem es gerade einfällt, ungebeten ins Haus zu kommen.“

„Ungebeten ins Haus zu kommen.“ Nikolaus Dimitri führt zu nichts. Man kann doch nicht für jeden da sein, Zähne frei lagen. Fäuste griffen nach seinem Herzen und quetschten es zusammen, daß es als formloser Klumpen zwischen den Rippen hing. Es suchte kaum mehr.

„Soll' ich ihm sagen, daß du ihn nicht empfangen willst, Mama?“

Frau Marions Antwort war ganz Ungeduld. „Herrgott, er kann doch warten. Diese Menschen kommen einem ins Haus geschneit und gebärden sich wie Fürsten und hätten doch allen Grund, sehr demütig zu sein. Mit wenigen Ausnahmen sind sie alle nichts als Bettler.“

Nikolaus Dimitri spürte einen Schlag über den ganzen Körper hin, der ihn beinahe vom Stuhle warf. Er griff nach dessen Lehne und hielt sich daran fest. Und fühlte sich in einer fremden Welt, vor der er Einlaß bettelnd kniet, wissend, daß sie ihm doch ewig verschlossen blieb.

Frau Marions Stimme, die nun wieder herüberklang, riß ihn von der Türe zurück. Er wollte gehen und ging doch nicht. Im nächsten Augenblicke rauschte hinter ihm die schwere Stickeret einer seidnen Portiere. „Was wünschen Sie von mir, Nikolaus Dimitri?“

Er stand mit versagenden Schenkeln. Die ganze Kraft seines Willens verschwendete er daran, sich aufrecht zu halten. Er war in dicke, schwere Nebel eingehüllt, die ihn zu ersticken drohten. Mit hilflosen Augen suchte er nach dem Stuhle, auf dem er gesessen hatte.

„Sind Sie krank?“ forschte sie kühl und maß ihn von oben bis unten, um den Blick dann auf seinem entstellten Gesichte ruhen zu lassen.

„Ich fühle mich ganz wohl.“

„Was sonst?“ erregte sie sich.

Sein Benehmen erschien ihr einfach lächerlich. Wenn er seine hübsche Kleine im Arme hielt, würde er jedenfalls weniger auf den Mund gefallen sein. Sie sah, wie er sich ins Gelbliche verfärbte und mit einer tastenden Bewegung nach der Stirne griff. „Nehmen Sie Platz.“ gebot sie und atmete auf, als sein Körper in das Leder des Stuhles sank.

„So, und nun bitte ich das zweitemal um Antwort. Was wünschen Sie von mir?“

Er veränderte seine Stellung nicht und sah unentwegt nach den Orchideen, deren veränderliche Formen vor seinen Augen tanzten. Er fühlte den Brief auf seiner Brust. Die toten Buchstaben waren barmherziger als ihre Seele.

Marions kühle Stimme riß ihn aus seinem Brüten. „Warum schweigen Sie denn wie ein Trappist? Wenn eines von uns beiden verrückt ist, sind nur Sie es. Haben Sie mich gehört, Nikolaus Dimitri?“

Seine Augen sanken ganz tief in die Höhlen. Er hatte alles so entseßlich tragisch genommen, so entseßlich tragisch. Während er zu Hause wartete, hungerte und fror, hatte sie über ihn gelacht, so ein Tor war er gewesen, so ein Tor.

Er knöpfte den Mantel auf, griff unter den Rock und hielt ihr das Blatt entgegen.

Sie nahm es gleichgültig, zerstückelte es in winzig kleine Teile, in Fetzen, ging nach dem Kamin, in dem ein kleines Feuer brannte und ließ die Stückchen hineinfallen. „Warten Sie noch einen Augenblick, Nikolaus Dimitri, ich habe noch etwas.“

Er sah ihr nach und verspürte ein Gefühl in allen Gliedern, als habe ihn jemand aus einem Flugzeug zur Erde geschleudert, daß alles in ihm zerschmettert war.

Da kam sie auch schon zurück, sein Bild in der Hand und legte es vor ihn hin. „Es steht nur Ihr Name darauf, Nikolaus Dimitri. Da können Sie es also ganz gut wieder anderweitig verwenden.“

Er machte keine Miene, es an sich zu nehmen, erhob sich und stand auf etwas zitternd unbeholfenen Füßen, während ihr gereiztes Lachen an sein Ohr klang. „Ihr Männer glaubt immer, man könnte nicht sein ohne euch! — Du guter Gott, es geht auch so! — Ich habe Sie geliebt, Nikolaus Dimitri, wirklich geliebt, und daran gedacht, Ihre Frau zu werden. Allen Ernstes! Es ist gar nichts Spasshaftes dabei. Daß nichts daraus wurde, ist Ihre Schuld, nicht meine.“

„Marion,“ nun fand er sogar ihren Namen wieder. Du hättest — —

„Vergessen Sie nicht, Nikolaus Dimitri, mit wem Sie sprechen,“ wies sie ihn zurecht.

Er stand blutüberschüttet. „Gestatten Sie, daß ich mich empfehle, gnädige Frau.“

„Es wird das Beste sein. — Und merken Sie sich eines: Marion Luney ist kein Liebeschen, das sich mit einer anderen in die Zärtlichkeiten und Günstbezeugungen eines Mannes teilt — wem ich mich gebe, der muß auch mir ganz gehören, nicht Stückweise. — Sie drückte auf den Knopf der Klingel und wandte kaum den Kopf nach dem eintretenden Mädchen. „Herr Dimitri wünscht sich zu empfehlen. Begleiten Sie den Herrn bis an die Türe.“

„Entschuldige Mama, du hast dich wohl im Drücker vergriffen. Es hat bei mir geläutet.“ Hella blickte erstaunt nach der Mutter, die etwas ärgerlich die Hand in die Sticerei der Portiere geklammert hielt.

Dann fielen die schweren Seidenvorhänge herab. Mochte die Tochter tun, was ihr gutdünkte. Für sie war es die Hauptsache, ihn los zu sein. Wie er dagestanden hatte! Als müsse er gewärtigen, daß ihm im letzten Augenblicke der eigene Kopf vor die Füße rolle. Diese Art Verstellung war einfach gräßlich. Aber das hatte er los. Das wußte er natürlich aus seinen Romanen, wie man das macht, Effekt zu erzielen. Nur daß er sich bei ihr verrechnet hatte. Sie war kein Backfisch mehr. — Und sie war schon einmal verheiratet gewesen.

Männer vertuschen so gerne und hatten für manche Dinge so ein kurzes Gedächtnis. Dafür war das ihre umso verlässiger: Das Erinnern an den gestrigen Vormittag tauchte wieder aus der Verfenkung, seine kühle Mansardenstube — die Kleine in den Kissen — das blonde Lockengewirr über dem schmalen Gesichte.

Lieber Nikolaus Dimitri, deine ganze Hilflosigkeit von heute war nichts als ein schlechtes Gewissen. Er hatte natürlich keine Ahnung von ihrem Besuche gestern. Daß es solche Zufälle im Leben gab, war nur gut. Man käme sonst so manchem nicht auf die Spur, was zum mindesten sehr amüßant zu wissen war.

Was hatte Hella noch mit ihm zu reden?

Sie hörte die beiden draußen im Flur miteinander sprechen und drückte das Ohr an eine Fuge der Türe. Wie weich seine Stimme sein konnte. Sollte er nun vielleicht auch die Tochter gewinnen wollen, nachdem ihm die Mutter entglitten war. Hella war doch ein unglaublich dummes Mädchen: Nun hat sie ihn, ihr einige seiner Bücher zu bringen.

Er würde es natürlich tun. Dann hatte er wenigstens einen Bormand zum Wiederkommen. Sie war wütend auf die Tochter und nun vernahm sie seine Antwort.

„Ich werde mir erlauben, Ihnen welche zu schicken, gnädiges Fräulein.“

Sie atmete auf! Obwohl — man hätte eigentlich nur den Befehl zu geben gebraucht, daß Herr Nikolaus Dimitri ein für allemal nicht mehr vorgelassen wurde. Man war einfach nicht zu Hause für ihn! Fertig!

Sie ging nach dem großen Drehspiegel und betrachtete sich kritisch: Die Mundwinkel waren ein bißchen herabgezogen und die Augen etwas glanzlos. Sie fühlte sich überhaupt sehr müde, sehr verdrießlich, sehr gelangweilt. Direkt albern war das, eines Nikolaus Dimitri wegen ihr eigenes Ich auch nur einen Moment außer acht zu lassen.

Der Russe stand noch immer in der matten Helle der Diele und zerrte an seinen Handschuhen. Hella war ganz Mitleid und suchte in seinem Gesichte, das ausah als habe er geweint. Er war ganz blaß und um die Lider ging eine leichte Rötung.

Sie merkte, wie er nach Beherrschung rang und sie doch nicht fand, wenigstens nicht in dem Maße, daß ihr sein Kochimmerdastehen erklärlich war.

Endlich machte er eine tiefe Verneigung. „Ich danke Ihnen für Ihre Güte.“

Mein Gott, war sie denn gut gegen ihn gewesen. „Biege leicht haben wir das Vergnügen, Sie ein andermal wieder hier zu sehen.“ Sie empfand selbst, wie lächerlich diese Phrase auf ihn wirken mußte.

Weiter sprachen sie nichts mehr.

Die Türe glitt lautlos hinter ihm ins Schloß. Er hielt die Klinke noch eine Sekunde fest, obwohl sie ganz selbsttätig einschnappte und keinerlei Geräusch verursachte. Als er ein paar Schritte gegangen war, sah er sich noch einmal um. Die lange Fensterreihe blickte höhnisch nach der belebten Straße, die jetzt um die Feierabendstunde für den Verkehr fast zu enge wurde.

Das flutende Leben zwang ihn rascher auszugreifen. Es hatte für sein mühselig langsames Dahintrotten kein Verständnis. Niemand kümmerte sich darum! Keiner achtete auf den anderen! Er hätte gerade so gut sein Herz auf die Pflastersteine legen können, man wäre darüber hinweggestampft. Die Zeit war zu kostbar, einen Umweg um ein einzelnes Menschenherz zu machen.

Frau Marion trank mittlerweile auf ihrem Zimmer aus hauchzarten chinesischen Tassen ihren Nachmittagstee und sah dabei ungnädig nach der Tochter, die gedankenlos ihr Kleingebäck zerbröckelte. „Das mit den Büchern war eine Unschicklichkeit ohne gleichen, Hella! — Ich bin froh, daß ich ihn los habe und du zügelst ihn von neuem ins Haus.“

„Er will sie mir zuschicken, Mama, nicht selber bringen.“

„Ach was! Das sagt er natürlich nur! In Wirklichkeit ist er froh, wenn er für ein paar Stunden aus seiner Misere heraus und in geordnete Verhältnisse kommt. — Du brauchst mich gar nicht so anzustauen! — Es ist schon so!“

„Er hat gar nicht ausgesehen wie ein Bettler, Mama!“

„Gott, ja! — Du hast eben keinen Blick für Männergarderobe. Die Krawatten, welche er trägt, sind längst aus der Mode und fransen schon. Ich glaube, er rasiert sich höchst eigenhändig und puht sich die Schuhe selber. Sein Mantel brauchte einen neuen Pelzbesatz und sein Hut einen Nachfolger. — Es wäre viel klüger, er würde den Riesenbrillanten an seinem linken Ringfinger zu einem Juwelier tragen und damit seine Garderobe ergänzen, als so vor aller Welt damit zu prohen. Er macht sich ja nur lächerlich damit.“

„Es ist mir nun doppelt arg, Mama, daß ich ihn gebeten habe, mir Bücher zu leihen. Ich hätte mir welche von seinem Verleger kaufen sollen!“

„Richtiger wäre es gewesen — obwohl — ein Buch mehr oder weniger losgeschlagen, macht ihn nicht reicher. — Ich möchte mich noch etwas erholen, ehe ich abends ins Konzert gehe! — Du entschuldigst wohl!“

Ohne die Antwort der Tochter abzuwarten, ging sie nach ihrem Zimmer und drückte die Türe hinter sich zu.

Es gab Tage, die wirklich aufregend waren.

(Fortsetzung folgt.)

Mode und Volkswirtschaft.

Klauderei von Dr. Fritz Stowronnet.

Im ersten Augenblick dürfte diese Zusammenstellung überraschen. Die „Mode“ ist kein feststehender Begriff. Gewöhnlich bezeichnet man nur den Wechsel im Geschmack, soweit er sich auf die menschliche Kleidung bezieht, mit dem Ausdruck „Mode“. Auf anderen Gebieten, wie beispielsweise im Kunstgewerbe, ja selbst im Handwerk, spricht man von einer „neuen Richtung“, einem neuen Stil. Im Grunde genommen ist es jedoch dasselbe. Es ist die im menschlichen Wesen tief begründete Neigung zum Wechsel, auf der im Grunde auch jeder Fortschritt beruht. Der Begriff der Mode enthält keineswegs das Moment des Fortschreitens zum Besseren, Höheren, er beruht durchaus nur auf der Abwechslung. Und darin liegt gerade die volkswirtschaftliche Bedeutung der Mode. Sie entwertet mit einem Schläge unzählige Dinge, die uns ganz gut noch länger Dienste leisten könnten, und nötigt uns zur Anschaffung neuer Gebrauchsgegenstände. Wie oft kann man beispielsweise von einer sparsam veranlagten Hausfrau die Klage hören, daß sie einen schönen Hut, der noch jahrelang brauchbar wäre, ablegen müßte, weil er nicht mehr modern ist. Von dieser Seite aus gesehen ist die Mode allerdings eine Tyrannin, deren Dienst Opfer verlangt. Sie hat aber glücklicherweise vor anderen absoluten Herrschern das eine voraus, daß man sich durch den bloßen Willen ihrem Dienst entziehen kann. Daß dies tatsächlich geschieht, kann man oft genug beobachten.

Ueber den Zusammenhang der Mode mit der Industrie sind vielfach unrichtige Angaben verbreitet. Die Lösung des Rätsels ist einfach: die Modejournale beziehen ihre Weisheit von den Städten, wo die neue Form geschaffen wird. Schon sechs, acht Monate vorher werden in den großen Konfektionsgeschäften in geheimnisvoller Stille von phantasiebegabten Köpfen die Formen der nächsten Saison zusammengestellt. Nicht immer erfolgt eine Umwälzung von Grund auf; immerhin muß die Aenderung so bedeutend sein, daß sie die Anpassung der im Privatbesitz befindlichen Stücke an die neue Mode erschwert.

Die Alleinherrschaft der Pariser Mode dürfte jetzt endlich gebrochen sein. Wohl reifen noch jetzt die Chefs der großen Konfektionshäuser alljährlich nach Paris, bringen auch einige Modellstücke mit; aber die endgültige Feststellung der Mode findet doch in Deutschland statt. Ich spreche hier, wie in der ganzen Betrachtung, nur von dem Massenverbrauch. Daß es daneben auch noch Kreise gibt, die nach wie vor direkt nach Pariser Modellen arbeiten lassen, bedarf kaum der Erwähnung. Für die männlichen Bekleidungsstücke der oberen Gesellschaftsschichten ist mehr denn je England maßgebend. Das ist volkswirtschaftlich insofern von Bedeutung, als davon noch eine bedeutende Einfuhr von Tuchstoffen abhängt, den unsere Industrie, freilich mit unzulänglichen Mitteln, vergeblich bekämpft. Wir vergelten es jedoch mit gutem Erfolg durch Ausfuhr der bei uns erzeugten leichteren Stoffe, mit denen wir sogar in den englischen Kolonien dem Mutterlande eine empfindliche Konkurrenz bereiten.

Bei dem Fortschreiten nach der Ursache dieser Erscheinung treffen wir wieder auf die Mode. Die Einkäufer, die aus aller Herren Ländern sich in Berlin versammeln, nehmen nicht den ganzen Bedarf an fertigen Sachen mit, sondern auch eine Menge Stoff, die sie daheim zu verarbeiten gedenken. Dabei tritt noch eine weitere Wirkung der Mode zutage, denn sie erstreckt sich nicht nur auf die Form der Bearbeitung, sondern auf den Stoff selbst. Nicht nur die leichten Stoffe, wie Kattun, sondern auch die Tuche müssen in nicht allzu langen Zeiträumen neu gemustert werden. Das verlangt die Konfektionsindustrie, weil es ihr die Schaffung neuer Modelle erleichtert. Bei den leichten Sommerstoffen, bei den zarten, für die winterlichen Vergnügungen bestimmten Fabrikaten überfließen sich förmlich die neuen Muster. Der Zweck liegt auf der Hand: die vorhandenen Bestände sollen als unmodern entwertet werden.

Diese Tatsachen gewähren einen interessanten Einblick in die Beziehungen zwischen der Industrie, dem Gewerbe, das die Stoffe durch Verarbeitung veredelt, und dem Handel, der die rohen und verarbeiteten Stoffe vertreibt. Früher war es eher möglich, daß der Vermittler zwischen Industrie und Publikum eine günstige Geschäftslage durch starken Einkauf ausnutzte. Heute muß er mit der Tatsache rechnen, daß der Stoff in kurzer Zeit unmodern und als Ladenhüter sein Lager beschwert. Die Fabriken haben sich mit Hilfe der Presse selbst das Mittel geschaffen, auf den Zwischenhandel einzuwirken. Sie verkehren, wie die zahllosen Anzeigen zeigen, direkt mit dem Publikum durch Musterfundungen,

beeinflussen damit den Geschmack der großen Masse und nötigen den Zwischenhandel, ihm zu folgen.

Noch ein ganz klares Beispiel für den Einfluß der Mode auf den Absatz. Es betrifft den Pelzwarenhandel. Für die Anfertigung neuer Stücke ist Berlin tonangebend. Dieser Einfluß ist so stark, daß er sich sogar auf Rußland und Nordamerika, die beiden Hauptausfuhrländer für Rauchwerk, erstreckt. Nun wird man geneigt sein, einen Pelz für ein Wertstück anzusehen, das jahrelang im Gebrauch dauern soll. Es gibt aber Kreise, denen ihr Geldbeutel das kostspielige Vergnügen gestattet, auch beim Tragen des Rauchwerks der Mode zu folgen. Darauf beruht die Tatsache, daß für jeden Winter nicht nur neue Formen geschaffen, sondern auch neue Pelzarten in den Vordergrund geschoben werden.

Die unumschränkte Herrschaft der Mode über gewisse Kreise der oberen Hunderttausend wird am besten durch die Tatsache beleuchtet, daß der Automobilsport seine eigene Mode hat. Es handelt sich nicht etwa um Hüte, Mützen oder Schleier, um die billigen Zutaten, sondern um die Pelze. Für jeden Winter wird eine neue Pelzart in neuer Verarbeitung „lanciert“ und findet bereitwillige Abnehmer. Das Beispiel ist deshalb so lehrreich, weil man sieht, wie mit Hilfe der Mode ein teurer Verkaufsgegenstand bei einem der Zahl nach beschränkten Kundenkreis abgesetzt wird. Setzt man dem Begriff der Mode noch den der Fortentwicklung hinzu, dann gewinnt man einen Ausblick auf bedeutungsvolle Gebiete unserer Volkswirtschaft. Zum Beweis braucht man nur das Kunsthandwerk heranzuziehen. Alle die Klagen über den Rückgang dieser Erwerbszweige beruhen im letzten Grunde doch darauf, daß die alten Formen die Kaufkraft nicht anregen, weil niemand den Anreiz empfindet, über den aller-notwendigsten Bedarf zu kaufen. Es erscheint zwar sehr nüchtern, es entspricht aber der Wirklichkeit, wenn man die von Erfolg gekrönten Bestrebungen, das Kunsthandwerk mit neuen Formen, mit neuen Ideen zu erfüllen, im letzten Grunde auf volkswirtschaftliche Interessen zurückführt. Die Beweisstücke dafür sind zahllos. Sie betreffen nicht nur die Form, sondern auch das Material. Selbstverständlich handelt es sich hier nicht um einen Wandel von Jahr zu Jahr, sondern um große Zeiträume.

Der einzelne mag wohl manchmal seufzen, wenn die Mode sich ihm gegenüber als strenge Herrin erweist, die an seinen Geldbeutel schwer zu erfüllende Anforderungen stellt. Vom Standpunkt des Volkswirtschaftlers wird man in der Mode die treibende Kraft sehen, die ihre Arbeit im Dienste des Wirtschaftslebens leistet.

127 Zeppeline und ihre Geschichte.

Das erfolgreiche Zeppelinluftschiff, das vor seiner Taufe auf den Namen „Graf Zeppelin“, Z. 3. 127“ hieß, ist heute das schnellste Verkehrsmittel überhaupt. Alle Erfahrungen, die bei dem Bau und der Führung seiner 127 Zeppelin-Vorfahren gewonnen wurden, fanden bei ihm Verwendung, und so stellt er heute das Vollkommenste dar, was je an Luftriesen gebaut worden ist.

Nicht alle in Bau gegebenen Zeppeline sind wirklich fertiggestellt worden, so die Zeppeline 70, 115 bis 119, 122 bis 125. Welches Schicksal aber ereilte nun all die übrigen Luftschiffe? Die größte Anzahl der Zeppelinluftschiffe wurde selbstverständlich im Kriege hergestellt. Es ist auch natürlich, daß die meisten Luftschiffe ein Opfer des Krieges wurden, da sie entweder durch feindliche Angriffe oder durch andere Katastrophen, wie Strandung und Bränden, vernichtet wurden. 19 Luftschiffe fielen feindlichen Geschützen und Bomben zum Opfer. Ein Luftschiff ist völlig verschollen, nämlich das Marineluftschiff Nr. 50, und mehrere wurden zum Teil an Frankreich, zum Teil an England und Italien abgeliefert. Unter den Luftschiffen, die zur Ablieferung kommen sollten, befanden sich einige, die vernichtet wurden, bevor sie abgeliefert werden konnten.

Das Schicksal der einzelnen Zeppeline ist in der Reihenfolge ihrer Entstehungsgeschichte folgendes: Das erste Zeppelinluftschiff wurde im Jahre 1901 abgerüstet, da damals noch keine „Meinung“ für Zeppelinluftschiffe bei Regierung und Öffentlichkeit vorhanden war und Graf Zeppelin nicht mehr die Mittel hatte, um weitere Arbeiten systematisch durchzuführen. Nr. 2 wurde am 17. Januar 1906 durch Sturm zerstört. Nr. 3 wurde umgebaut und im Jahre 1913 abgebrochen. Nr. 4 wurde am 5. August 1908 in Echterdingen zerstört. Nr. 5 wurde am 25. April 1910 durch Sturm

entführ. Nr. 6 verbrannte in der Halle zu Baden-Dos am 14. September 1910. Nr. 7, das den Namen „Deutschland“ erhielt, wurde am 28. Juni 1910 abgerüstet. Nr. 8 wurde am 16. Mai 1911 beschädigt. Nr. 9 wurde am 1. August 1914 in Gotha abgerüstet. Nr. 10 verbrannte in der Düsseldorfer Halle im Jahre 1912. Nr. 11, das Verkehrsflugzeug „Viktoria Luise“ wurde im Jahre 1915 abgerüstet. Das gleiche Schicksal erlitten die Schiffe 12 und 13 in den Jahren 1914 und 1916. Das erste Marineluftschiff, das das 14. Zeppelinluftschiff war, wurde bei Helgoland vernichtet, gleichermaßen wie das 15. Luftschiff, das am 19. März 1913 zerstört wurde. Das 16. und 17. wurden abgerüstet. Das 18. und 19. sowie das 20. wurden zerstört. Das 21. wurde beim Angriff auf Rütich am 6. August 1914 schwer beschädigt. Das 22. und 23. erlitten dasselbe Schicksal in den ersten Kriegsmontaten. Das 24. strandete im Februar 1915 an der dänischen Küste. Das 25. wurde durch Fliegerangriff zerstört, das 26. in Jüterbog abgerüstet, das 27. strandete im Schneesturm, das 28. und 29. wurden abgerüstet, das 30. und 31. verbrannten. Die Luftschiffe Nr. 32, 37, 38, 47, 54, 61, 64, 66, 74, 78, 86, 92, 93, 99, 100, 108 und 112 wurden durch feindliche Waffen vernichtet. 33 strandete im März 1915 bei Ostende, 34 verbrannte in Insterburg, 35 wurde durch Sturm zerstört, 36 verbrannte im Jahre 1916 in Fuhlshüttel, 39 wurde abgerüstet, ebenso wie 41 und 42, sowie 44, 45, 50, 51, 57, 58, 63, 67, 68, 71, 73, 77, 80, 81, 84, 88, 101. Die Luftschiffe Nr. 40 und 104 wurden durch Blitzschlag zerstört, und zwar das erste am 3. September 1915, das letztere am 7. April 1918. Ein einziges Luftschiff, Nr. 76, fiel am 24. September 1916 unbeschädigt in die Hände der Engländer. 43 strandete am 10. August 1915 bei Ostende, 46 wurde am 23. Juni 1919 nach dem Waffenstillstand in Nordholz zerstört. Der Rest der Luftschiffe wurde entweder durch Einwirkungen der Bitterung auf den Kriegsfahrten vernichtet oder er fiel dem Feuer zum Opfer. Teile des Luftschiffes 62, das im Sommer 1920 abgebrochen wurde, wurden an Belgien geliefert, während Einzelteile des Luftschiffes Nr. 75, das im August 1920 abgebrochen wurde, an Japan ausgeliefert werden mußten. Das Luftschiff Nr. 83 ging ebenso wie die Luftschiffe Nr. 114 und 121 an Frankreich, während die Luftschiffe 106 und 120 an Italien ausgeliefert wurden und das Luftschiff 109 für England in Betracht kam. Das Luftschiff Nr. 126, bekannt unter dem Namen „J. R. 3“, wurde an Amerika geliefert, wo es jetzt bekanntlich „Los Angeles“ heißt.

Selbstbereitetes Farbenfeuer für Laubefeste.

Allsonntäglich stehen nun Schrebergarten- und Laubenkolonien im Zeichen von Erntefesttrubel und -schmuck. Und abends gibt's überall zum Entzücken der Jungen und Alten Feuerwerk, Fackelzug und Beleuchtung der Lauben mit rotem, grünem oder weißem Licht.

Der Kolonist, der in allem Werk und Schaffen die Selbsthilfe verkörpert und stolz darauf ist, kann hin und wieder auch auf den Gedanken kommen, sich einmal sein Feuerwerk selbst zu bereiten.

Davon ist unbedingt abzuraten; denn das Hantieren mit den einzelnen Stoffen und ihren Gemischen ist niemals ungefährlich und erfordert Kenntnis, Übung, besonderes Gerät und bestimmte Sicherheitsmaßnahmen und ist keineswegs allgemein gestattet. Zudem sind die käuflichen Feuerwerkskörper nicht zu teuer und in ihren Wirkungen doch nicht annähernd zu erreichen.

Anders ist es, wenn man an die Selbstherstellung von sogenannten bengalischen Licht gehen will. Auch hierbei muß mit großer Vorsicht und Genauigkeit vor allem mit den Gemischen umgegangen werden, welche Kaliumchlorat und Schwefel oder Schwefelantimon enthalten. Hier einige Rezepte:

Ein wundervolles Rot mit starkem Schein ergeben 20 Teile salpetersaures Strontium, 6 Teile Schwefel, 1 Teil feinste Kohle und — zuletzt hinzugesetzt — 3 Teile Kaliumchlorat. — Ein weniger prächtig brennendes, aber nicht explosionsfähiges Gemisch für Rot ergeben 4 Teile Strontiumnitrat und 1 Teil Schellack.

Grün ist weniger befriedigend zu erzielen aus 63 Teilen Bariumnitrat, 21 Teilen Schwefel und schließlich 28 Teilen Kaliumchlorat, welches Gemisch nicht immer gut brennt und sehr lose aufgeschüttet werden muß. Zuverlässiger brennt es mit einem ganz geringen Zusatz von feinem Kohlenstaub, wobei aber die schöne Farbe mitunter etwas beeinträchtigt wird.

Für Weiß geben 30 Teile Kalisalpeter, 12 Teile Schwefel, 10 Teile Antimon und 2 Teile Bariumnitrat ein gutes Gemisch. Nun kann man sich aber auch Lichtfarben herstellen, die man ungleich seltener sieht als Rot, Grün und Weiß. Zunächst ein schönes Gelb aus 6 Teilen organisaurem Natrium, 36 Teilen Strontiumnitrat, 3 Teilen Schwefel und 5 Teilen Schellack. Zu lange vor Gebrauch darf man diese Mischung aber nicht herstellen, da sie rasch feucht wird.

Ein prächtiges Blau ergibt ein Gemisch von 16 Teilen Bergblau, 2 Teilen phosphorsaurem Kupfer, 10 Teilen Schwefel, 1 Teil Kalomel und zuletzt 30 Teilen Kaliumchlorat. Schließlich kann man sich noch ein schönes, billiges und haltbares Violet herstellen aus 48 Teilen Schwefel, 48 Teilen Kreide, 1 Teil Bergblau, zuletzt 120 Teilen Kaliumchlorat.

Bei allen Gemischen müssen die einzelnen Stoffe vollkommen rein, ganz trocken und aufs feinste gepulvert sein. Das gefährliche Kaliumchlorat wird, wie schon verschiedentlich erwähnt, immer zuletzt zugesetzt. Das Mischen aller Stoffe nacheinander soll stets ohne Reiben erfolgen. Will man eine Pulvermischung abbrennen, so schüttet man sie zweckmäßig in einer Zelle auf einen Ziegelstein, eine Eisenblech- oder Steinplatte, und brennt das der Windrichtung entgegengesetzte Ende der Zelle an. Derart brennt ein Gemisch viel länger, als wenn man es in einem Häufchen aufschüttet.

Wer also in der Laubenkolonie einmal sein eigenes Licht leuchten lassen will, kann es vorsichtig versuchen. Gelingt's, so ist die Freude sicher nicht gering.

Aus aller Welt.

Die Kamera vor dem Richter. Es gibt Leute, die sich für Strafprozesse nicht interessieren. Das Verbrechen als abnorme, hemmungslose Aeußerung des Individuums ist ihnen zu sehr Einzelfall. Solche Menschen mit rein kollektivem Interessenkreis sind aber verhältnismäßig selten. — Man darf sagen glücklicherweise. Es ist gut, daß die Mehrzahl der Staatsbürger der Rechtsprechung eine so leidenschaftliche Aufmerksamkeit zuwendet. Daher die oft so ausführlichen Prozeßberichte. Eins der modernsten Hilfsmittel dieser Berichterstattung ist die Gerichts-saal-Photographie. Die neueste Nummer des „Illustrierten Blattes“ (Nr. 43) bringt einen interessanten Bilder-Artikel, wie die Kamera in deutschen Gerichtssälen arbeitet und wieviel skrupelloser sie bei dem amerikanischen Rechtsverfahren arbeiten darf. Ein Artikel, der ebenfalls sich mit dem Volksempfinden beschäftigt, ist „Modenschau am Alex“ und zeigt in köstlichen Bildern, wie in Berlin N am Alexanderplatz die neuesten Moden der Saison auch für den kleinen Mann kreiert werden. Sportsfreunde finden wieder einen hübschen Bilder-Aussatz von der Londoner Korrespondentin des „Illustrierten Blattes“ über „Hühnerjagd in Schottland“, und eine interessante Reportage über den Plan einer neuartigen Kirche, bei der die Autos bis vor den Altar vorfahren können. Der berühmte Karikaturist K. Kelen hat sich dieses Mal die russischen Emigranten vorgenommen, eine historische Reminiszenz plaudert über das unerhörliche Thema „Frauen und ihre Helden“, während das Titelblatt und eine besonders schöne Bildseite von den Wahlergebnissen zu den berühmten Passionspielen in Oberammergau berichten. Besondere Freude werden die Leser an einigen lustigen kleinen Neger-Anekdoten haben, und eine Reihe interessanter aktueller Aufnahmen sowie Bilder aus dem Theaterleben vervollständigen die reichhaltige Nummer, die ab Samstag zu haben ist.



Humor des Auslands.

„Wirklich sehr lieb von Ihnen, daß Sie mir so viele Hüte gezeigt haben, aber es fällt mir eben ein, daß ich eigentlich einen Regenschirm kaufen möchte.“
J u d g e.